

Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Abzugspreis: Durch unsern...
Preis: 10 Pf. monatlich...
Anzeigenpreis: Die...
Anzeigenpreis: Die...
Anzeigenpreis: Die...

Infektionspreis: Die...
Anzeigenpreis: Die...
Anzeigenpreis: Die...

Nr. 13.

Sonnabend, 17. Januar 1914.

9. Jahrgang.

Diese Nummer umfaßt 12 Seiten.

Neben dem liegt das achteitige illustrierte Sonntagsblatt bei.

Das Wichtigste vom Tage.

- Das Reichsgericht beurteilte den russischen Kaufmann Gustav Ferdinand Richter wegen Spionage zugunsten Rußlands zu zwei Jahren Zuchthaus.
- Der Reichstag und die zweite sächsische Ständekammer verhandelten über den Antrag Schiffer und Genossen auf Fristverlängerung für die Vermögensveränderung zum Wehrbeitrag.
- Der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Graf Wedel, ist in Berlin eingetroffen und wurde vom Kaiser empfangen.
- Die Kontrollkommission und die holländischen Gendarmerieorganisations in Albanien haben Aufrufe erlassen wegen der bevorstehenden Räumung Südalbaniens durch die Griechen.
- Das englische Unterseedboot U 7 ist bei Plymouth gesunken, es besteht wenig Hoffnung, die Mannschaft zu retten.
- Der Streik in Südafrika ist am Erbschen. In vielen Orten haben die Arbeiter die Arbeit wieder aufgenommen.

Reichstag und Einzellandtage.

Der Reichstagspräsident Dr. Kaempf hat am Mittwoch an den Anfang der Sitzung eine Protestklärung gegen die Ausführungen des Grafen York von Wartenburg im Preussischen Herrenhause gestellt. Er hat den Vorwurf, die berufene Vertretung des deutschen Volkes habe die nationale Gesinnung vermissen lassen, als Beleidigung des Reichstages mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Die Form, in die Herr Kaempf seinen Protest kleidete, war durchaus sachlich und einwandfrei. Ausdrücklich hat der Reichstagspräsident den Landtagen der einzelnen Bundesstaaten das Recht zugesprochen, Kritik an dem Verhalten des Reichstages zu üben, ebenso wie der Reichstag dieses Recht gegenüber den Landtagen der einzelnen Bundesstaaten auch für sich in Anspruch nimmt. Nur dürfe die Kritik eben nicht in Beleidigungen ausarten. Diese für jeden mit erzogenen, gebildeten Zeitgenossen selbstverständliche

Wahrung scheint gerade im Augenblick besonders am Platze zu sein. Denn allem Anscheine nach schiden sich sämtliche Einzelparlamente, soweit sie gegenwärtig versammelt sind, an die letzten Handlungen des Reichstages eingehend zu kritisieren. In Preußen und Bayern und Sachsen und Elsaß-Lothringen beschäftigten sich die letzten Tage die Landboten mit der Stellungnahme des Reichstages zu den Vorgängen an der Westgrenze des Reiches und mit seinen Steuerbeschlüssen des letzten Sommers. Soweit sie dabei ihre wohlbegründeten einzelstaatlichen Rechte und ihre Forderungen verteidigten, erfüllten sie nur ihre Pflicht. Wenn sie aber dabei die Grenzen ihrer Zuständigkeit überschritten, sodaß sie selbst vom preussischen Ministerpräsidenten zur gebotenen Zurückhaltung gemahnt werden mußten; so beschworen sie damit eine Schädigung des Reichsgedankens heraus, die in unserer ohnedies wenig reichsfreundlichen Zeit aufs lebhafteste bedauert werden muß.

Das Deutsche Reich ist nun einmal keine mechanische Vereinigung von 26 Einzelstaaten, sondern eine durch Gut und Blut aller Bundesstaaten gewonnene und erhaltene Gemeinschaft aller Deutschen, die von einheitlichem, deutschem Geiste befeelt ist und nach einheitlichen Grundsätzen verwaltet wird. Es hat lange Jahre gedauert, bis die durch Blut und Eisen endlich geschaffene Reichseinheit den Partikularismus der Einzelstaaten siegreich überwunden hat. Die verschiedenen Jahrhundertkämpfe des letzten Jahres haben jedermann, auch im Ausland, deutlich gezeigt, daß das Einheitswerk nunmehr vollendet ist und allen äußeren und inneren Feinden, die es zu erproben versuchen wollten, Trost bieten wird. Dennoch kann es nicht gleichgültig sein, wenn jetzt hier und dort im guten Glauben aus patriotischer Unabgängigkeit an das engere Vaterland Sturm gegen den Reichsgedanken gelaufen wird. Nichts anderes bedeutet es aber, wenn hervorragende Redner einzelner bundesstaatlicher Parlamente ohne Not die Verhandlungen und Entschliessungen des Reichstages vor ihren Richterstuhl ziehen. Die Beschäftigung der deutschen Volksvertretung mit den Vorgängen in den Reichslanden — man kann Einzelheiten der erregten Dezember-Debatten kritisieren, soviel man will — war ein gutes Recht, ja eine patriotische Pflicht. Kein Geringerer als der Reichskanzler selbst hat das zugestanden, als er am Schluß der ganzen Verhandlungen erklärte, sie seien der Sorge um den Schutz von Recht und Gerechtigkeit in deutschen Landen entsprungen. Niemand wird auch den bürgerlichen Parteien absprechen dürfen, daß sie aus Eifer um die innerliche Erhaltung der Reichslande bei dem Reich gehandelt haben. Sollten sie wirklich in der Form gefehlt haben: in der Sache haben sie ihre Kompetenzen keineswegs überschritten. Sie werden sie auch nicht überarbeiten, wenn sie in den nächsten Tagen abermals vom Kanzler

Auskunft darüber fordern, ob nun wirksame Garantien gegen eine Wiederkehr so bedauerlicher Vorgänge getroffen sind, wie sie gerichtlich festgestellt wurden. Wenn das von den Mitgliedern der einzelstaatlichen Landtage anerkannt wird — nicht wenige von ihnen sind ja zugleich auch Reichstagsabgeordnete — dann kann im einzelnen so viel gemäßelt werden, wie man will, es bleibt doch das Wohl des Reiches oberste Richtschnur, der Reichsgedanke unberührt, und Beleidigungen der Parlamente unter einander sind ausgeschlossen.

Keine Revision und keine Berufung!

Der Urspruch Forstners und Reuters rechtskräftig
Straßburg, 16. Januar. Die von zuständigen Stelle, bekannt wird, haben die kriegsgerichtlichen Urteile gegen Oberst v. Reuter und Leutnant Schab sowie gegen Leutnant v. Forstner in Folge des Verzichtes des Geschichtens auf Einlegung eines Rechtsmittels nunmehr Rechtskraft erlangt.

Die Erklärung, die der Staatssekretär Delbrück am Donnerstag im Reichstag nach der Ankündigung der beiden neuen Zuberninterpellationen gab, ließ immerhin die Frage offen, ob die höheren militärischen Instanzen die Urteile würden nachprüfen haben. Man muß annehmen, daß Herr Delbrück selbst noch nicht informiert war, wie die Entscheidung fallen werde, und daher die Form wählte, der Reichskanzler werde den Interpellanten zur Verfügung stehen, sobald das Verfahren rechtskräftig abgeschlossen sei. Obiges Telegramm bedeutet nunmehr den Verzicht auf Revision im Forstner-Prozess, und den Verzicht auf Berufung an das Obergericht im Prozesse gegen Oberst v. Reuter und Leutnant Schab. Bestätigt und erläutert wird diese Meldung in einem Kommentar der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, welcher lautet:

Aus Straßburg wird gemeldet, daß der zuständige Gerichtsherr in dem gegen den Leutnant v. Forstner anhängigen Strafverfahren auf die Einlegung des Rechtsmittels der Revision gegen das freisprechende Urteil des Obergerichts verzichtet hat. Für diese Entschliessung des Gerichtsherrn war ohne Zweifel ausschlaggebend, daß nach den tatsächlichen Feststellungen des Obergerichts der Angeklagte einen drohenden tätlichen Angriff der auf seinen Beschäftigten Person abgewehrt und sich dabei innerhalb der erlaubten Grenzen der Nothwehr gehalten hat. Da eine Nachprüfung der Entscheidung des Obergerichts in bezug auf die Würdigung des Ergebnisses der Beweisaufnahme dem Revisionsgericht nach dem Gesetz verweigert ist, mußte das Revisionsmittel der Revision als aussichtslos erscheinen. Wie wir weiter hören, wird auch in dem Verfahren gegen den Obersten v. Reuter

Der Geldbrief.

Humoreske von Hermann Wagner.

Der Architekt Felix Krügel, der schon seit vier Monaten ohne Stellung war, nahm mit großen, hastigen Schritten drei Treppen zu der Wohnung seines Freundes und Kollegen Bruno Krusch. Ohne anzuklopfen, rief er die Zimmertür auf, verschluckte ein wenig, zog einen Brief aus der Tasche, überreichte ihn dem Freunde und sagte atemlos: Mensch, ich hab's! Und damit kam er in den nächsten Stuhl. Bruno Krusch entfaltete den Brief, las ihn und atmete in freudiger Ueberraschung auf: Donnerwetter, ich gratuliere! Das ist ein feiner Posten, den man dir da anträgt. Ein Posten, den ich außerstande bin, anzutreten! Sagte Felix Krügel, außerstande? — Statt jeder Antwort erhob sich Felix Krügel und präsentierte sich dem Freunde in seinem schibigen Anzuge: Sieh mich an! Kann ich mich in diesem Anzuge und in diesen Schuhen in einem erstklassigen großstädtischen Bauwesen sehen lassen? Bruno Krusch schüttelte den Kopf: Hast du nichts anderes? — Keini! Ich mußte nach und nach alles verkaufen. Und ich habe keinen Pfennig mehr, um mir etwas Neues anzuschaffen. Du mußt mir zweihundert Mark vorstrecken! Du mußt! Ich benötige unter allen Umständen einen neuen Anzug, ein Paar Schuhe und etwas Wäsche. — Bruno Krusch wendete seine beiden leeren Hosentaschen und sah den Freund mit stummer Eindringlichkeit an. Hast du gar nichts? fragte Felix Krügel verweilt. Gar nichts, sagte Bruno Krusch, nur eine Idee. Sprich, wilst du zahlen, sobald du Geld hast? — Ich schreibe es dir! — Gut, so höre! Und er legte flühernd dem Freunde seine Idee auseinander.

Am Morgen des zweiten Tages darauf kramte es erst einmal, dann ein zweites Mal sehr sorgfältig an die Tür

der Wohnung von Felix Krügel. Hertrat rief Felix Krügel. Es war Herr Friedrich Zieselhuber, der eintrat, einer der drei Briefträger, über welche die kleine Stadt verfügte, und zwar von diesen dreien gerade der, der als der geschwächteste bekannt war. Ihm auf dem Fuße folgte Frau Pauline Haserkorn, die Wittin Felix Krügels. Sowohl die Jügel ihres Geschlechtes wie die des Herrn Friedrich Zieselhuber waren erst und ausgeragt. Herr Krügel, sagte Friedrich Zieselhuber, nachdem er gegrüßt hatte, sehr feierlich, für Sie ist ein Geldbrief da! Ein Geldbrief!! fügte Frau Haserkorn aufgeregt hinzu. So? machte Felix Krügel gelangweilt. Ein Geldbrief aus Georgenthal, fuhr Friedrich Zieselhuber dichter fort, mit 3000 A! Mit 3000 A! rüttelte Frau Haserkorn ihren Mieder auf. Von meinem Onkel, äußerte Felix Krügel mit einem Aufsehen, geben Sie mir her! Friedrich Zieselhuber wehrte mit beiden Händen ab: Wo denken Sie hin! So viel Geld bekommen wir nicht mit! Hier ist ein Schein, den Sie unterschreiben müssen! Den Geldbrief folgt Ihnen das Postamt persönlich aus! Schön, sagte Felix Krügel. Und er nahm den Schein, tauchte die Feder ein und unterschrieb, während Herr Friedrich Zieselhuber und Frau Pauline Haserkorn hinter seinem Rücken bedeutungsvolle Blicke tauschten. Wohl eine Erbschaft? fragte Frau Haserkorn mit ihrem zuckelnden Mäkeln, als ihr Mieder den Schein mit einer gleichgültigen Geistes zurückgab. Eine Erbschaft, was? wiederholte Friedrich Zieselhuber und winkelte lächelnd mit seinen kleinen neugierigen Augen. Felix Krügel aber wehrte mit einem feinen Nicken ab. Eine Erbschaft? Ach mein! Die beiden lachten ungläubig. Was Ihnen Sie es doch sagen! meinte Frau Haserkorn. Wir verzeihen kein Wort! beständige Friedrich Zieselhuber. Felix Krügel suchte auf geheimnisvolle Weise mit den Lippen: Ich kann vorläufig noch gar nichts sagen! Nun, rief Frau Pauline Haserkorn aus und ergriff dabei in überströmender Liebe die Hand ihres Mieders, wir gratulieren! Ja, wir gratulieren! fügte auch Friedrich Zieselhuber mit ernstem Mißwille hinzu. Und selig darüber, wie so überzählige

Neuigkeit im Ort verbreiten zu können, schloß er hastig die Tür hinter sich.

Die Angelegenheit nahm ihren programmatischen Verlauf: schon im Laufe der ersten Vormittagsstunden war jener Teil des Ortes, dem Herr Friedrich Zieselhuber die Post zustellte, darüber informiert, daß der Architekt und Bauzeichner Felix Krügel eine Erbschaft gemacht habe. Eine Erbschaft? Eine große Erbschaft, eine kolossale Erbschaft, eine Riesenerbschaft! Und wen hatte Felix Krügel beerbt? Einen alten Onkel in Georgenthal, der reich, der sehr reich, der immer reich war und der ganz plötzlich und unerwartet an Herzschlag gestorben war! Alles das wußte man innerhalb der ersten Vormittagsstunden, alles das und noch viel mehr. Um den Mittag herum aber wußte man ungefähr das Dreifache. Am Nachmittag gar hatten sich schon einzelne Parteien gebildet, die die zahlreichen, sich vielfach widersprechenden Details lebhaft diskutierten. Der Onkel Felix Krügels sollte nicht an Herzschlag, sondern an Herzblutwassersucht gestorben sein. Andere wieder wollten wissen, daß Felix Krügel nicht einen Onkel, sondern eine Tante beerbt habe, und die sollte nicht an Gallensteinen, sondern an einer Wanderniere zugrunde gegangen sein. Nach der Meinung dritter schließlich waren ebenso der Onkel wie die Tante Felix Krügels noch am Leben, und wer mit dem Tode abgegangen war, das war der Großvater Felix Krügels, und den hatte ein rätselhaftes Fieber meuchlings dahingerafft. Kurz: Felix Krügel war der Held des Tages! Ihn selbst freilich sah kein Mensch. Seine Wittin aber, die man interpellierte, erklärte mit einem wichtigthuenden Aufsehen, er habe sich in seinem Zimmer eingeschlossen und pade offenbar seine Sachen. Was man in Anbetracht des Umstandes, daß er ja zum Antritt seiner Erbschaft verreisen mußte, durchaus begreiflich fand!

Erst gegen den Abend hin zeigte sich Felix Krügel. Er ging ganz schüchtern nach dem Postamt, habob seinen